Mitteilungen unserer Leser

Für alle unter dieser Rubrik erscheinenden Berichte (Korrespondenzen und Eingesandt) übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung.

Hepburn, Sask., Sept. 1917.
Werte Redaktion!

Einliegend übersende ich Ihnen $5.00 für Ihre Zeitung und hoffe, daß das Geld nicht zu spät ankommt. Seit meine Frau verstorben ist, scheine ich diese Kleinigkeiten etwas zu vergessen. Bitte den Betrag auf meiner Zeitung zu quittieren.

Das Wetter ist hier sehr günstig und das Dreschen macht gute Fortschritte. Der Weizen ist durchschnittlich von guter Qualität und sollte fast überall No. 1 ergeben.

Achtungsvoll,
Jacob E. Penner.

Raymond, Sask.
Werter Herr Redakteur!

Hiermit übersende ich Ihnen zwei Dollars für das Blatt, denn Ordnung regiert die Welt, und Ordnung muß auch mit den Zahlungen herrschen.

Unsere Gegend war in diesem Jahre trocken. Im Frühling fiel ein wenig Regen, dann hatten wir nichts als Hitze und trockene Winde, sodaß wir einer sehr frühen Ernte entgegensahen. Nach dem Dreschen werden die Farmer viel Zeit übrig haben, um in ihren prächtigen Automobilen spazieren zu fahren. Die Preise werden jedenfalls auch sehr hoch sein, und Farmer sollten den verdienten Lohn empfangen.

Es grüßt alle Leser des Courier,
F. H. Schneider.

P. M. Friesen, Rush Lake, richtet Brief über Wahlrechtsentziehung an Sir Robert L. Borden.

Der in weiten Kreisen unserer Provinz und darüber hinaus bekannte Herr P. M. Friesen, Reeve der Munizipalität „Excelsior" im Südwesten der Provinz Saskatchewan, übergab uns die Abschrift eines Briefes zur Veröffentlichung, den er vor kurzer Zeit an Sir Robert Borden sandte.

Herr Friesen, der vielen unserer Leser als Präsident der „Saskatchewan - Schulvorsteher - Vereinigung" bekannt ist, wurde in Manitoba geboren und stammt von deutsch sprechenden Mennoniten ab, die aus Rußland einwanderten. Auch er verliert, wie sowie Tausende von canadischen Bürgern, sein Wahlrecht durch das neue „Kriegszeiten-Wahlrechts-Gesetz".

Wir veröffentlichen nachstehend eine Uebersetzung des Protestes, den Herr Friesen an Sir Robert Borden sandte und bedauern dabei herzlich, daß sich die in den Schlußsätzen seines Briefes von Herrn Friesen ausgesprochenen Hoffnungen leider als trügerisch erwiesen haben.

Schriftleitung des „Courier".

Wer darf stimmen, und wer nicht?

Diese Frage scheint heutigen Tages im Unterhause sehr schwierig zu sein. Sie ist tatsächlich ernster Natur, besonders wenn eine Dominialwahl vor der Türe steht. Sie erscheint eine solch geringe und kleine Sache, diese Wahlrechtsvorlage, und sie würde auch eine kleine und geringfügige Sache sein, wenn sie von unbedeutenden und weniger hochstehenden Leuten gehandhabt würde. Da sie aber von wohlbekannten Männern (— nicht so sehr großen Männern als Männern in hohen Stellungen —) gehandhabt wird, bekommt sie das Aussehen eines Glücksspieles oder eines Advokatenhandels. Die Tatsache, daß ein Advokat zuerst $5000 das Jahr dafür erhält, daß er Gesetze macht, darnach $50,000 dafür, daß er diese Gesetze auslegt, und endlich $150,000 dafür, daß er dem höchsten Gerichtshof klar macht, diese Gesetze bedeuteten und sagten im letzten Grunde überhaupt nichts, dies ist ein Spiel nicht so sehr der Advokaten, als vielmehr nicht zum wenigsten der Politiker.

Wer darf stimmen, und wer nicht, — Stimmverleihung und Stimmrechtsentziehung, — dies ist die Vorlage, um die es sich handelt. Allgemeines Wahlrecht war unser seitheriges System, und natürlich muß der Konstitution entsprechend sein, denn allgemeines Wahlrecht steht im Einklang mit den Grundsätzen der Demokratie, und unsere Verfassung ist demokratisch. Warum aber verletzt man die Gefühle so vieler im Lande? Aus welchem Grunde? Würde es zu stark ausgedrückt sein, zu sagen, aus Feigheit? Es geschieht um politischer Vorteile willen, ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung, sowit möchte das Wort „Feigheit" wohl ganz gut das Motiv bezeichnen. Hat die am Ruder befindliche Regierung nicht beweiskräftige Tatsachen, die für sie auf der Plattform zeugend sprechen, um ihr zu einer Wiederwahl zu verhelfen? Oder sind in ihrem Programm zuviele leere Stellen, die sie füllen muß, wie leere Schwätzer ihre Unterhaltungen mit Profanitäten füllen müssen, wenn ihre Gehirne des Feuers entbehren? Fast will es so erscheinen, wenn diese Wahlrechtsverleihung- und -entziehung die Leere im Programme der Regierung ausfüllen muß. Das Volk ist im Dunklen, und die Regierung scheint vorzuziehen, es in Dunkelheit zu belassen, weil sie denkt, daß Dunkelheit der Erzeugung warmherziger Gefühle günstiger sei. In diesem Falle müssen wir das Licht unserer Vernunft auslöschen. Greenwich-Zeitrechnung kann nicht auf Standard Mountain - Zeitrechnung angewandt werden. Morgen- und Abenddämmerung sind zwei verschiedene Dinge. Es würde für einen Farmer sehr unbequem sein, in der Morgendämmerung zu Bett zu gehen und bei Sonnenuntergang aufzustehen; ebenso unangemessen ist die Vorlage der Wahlrechtsentziehung, die zur Zeit erörtert wird. Sie zeigt deutlich, daß unsere Regierung dem Herzen unseres Volkes ferne steht. Opfer ist ein großer Begriff. Canada hat unsere Männer, viele glückliche Heime, die Zukunft manches Jünglings und manches Mädchens geopfert, manchen Dollar dargebracht. Und wofür? Um den Krieg gewinnen zu helfen. Dies ist recht und gut, denn Selbstaufopferung hat ethischen Wert, aber wenn sie entartet, wird sie wasserfüchtig.

Canadische Bürger aller Nationalitäten beteiligen sich je nach den Verhältnissen an diesem allgemeinen Opfer. Sie zahlen ihren Anteil für das öffentliche Einkommen, für den patriotischen Fonds und an Kriegssteuern im Ganzen, und zwar ebenfalls je nach den Verhältnissen. Wir könnten diesen Vorgang öffentliche Finanzierung nennen; denn er schafft öffentliche Einkünfte. Oeffentliche Verwaltung kann hiervon nicht getrennt werden. Das Wahlrecht verlieren, weil man nicht länger als 15 Jahre britischer Untertan gewesen ist, oder des Stimmrechtes um gewisser Glaubens- und Gewissensüberzeugungen willen verlustig zu gehen, ist lächerlich und alles andere als demokratisch.

Niemand könnte beweisen, daß Rassengegensätze, obwohl an einigen Orten durch individuelle Vorurteile aufgewühlt, von der Regierung begünstigt worden wären, im Gegenteil, die Großmut der Regierung gegenüber den Ausländern war allgemein anerkannt und bewundert worden, besonders von den sogenannten „gewissenhaften Gegnern", die nicht für Blutvergießen durch Kriegführung sind.

Dieses Opfern unseres heiligsten Rechtes, des „Wahlrechtes", macht den Eindruck des Entarteten, diese Vorlage wird, wenn sie angenommen wird, ein Friedensstörer sein und Gefühle erregen, für die bisher keine Ursache vorhanden war. Wir sind canadische Bürger und britische Untertanen; diese Wahlrechtsentziehung würde uns zu etwas Niedrigerem stempeln, nicht sehr hoch über den Sträflingen stehend, die einst einen Teil Australiens besiedelten. Gegner einer Sache um des Gewissens willen müssen ein besonderes Uebereinkommen aufzuweisen haben, das ihnen ihren Widerspruch gestattet; ein Uebereinkommen aber ist keine Vergünstigung noch eine Wohltätigkeitseinrichtung seitens irgend einer Partei;. Wenn aber diese Gegner um des Gewissens willen sich in diesem Lande niederließen unter der Bedingung, daß die Regierung ihnen das Vorrecht religiöser Freiheit und der Befreiung vom Militärdienst bewilligte, warum nun diese Frage der Wahlrechtsenziehung? Dies darf nicht geschehen und wird nicht geschehen, wenn Demokratie noch die Theorie unserer Verfassung ist. Es ist meine aufrichtige Hoffnung, daß noch vor der letzten Lesung die Mitglieder des Unterhauses einsehen werden welches Unrecht sie im Begriffe sind, gegen das Volk auszuüben, welches wenigstens augenblicklich außer Stande ist, die Vorlage zu bekämpfen. Und wenn das Unterhaus die Vorlage annehmen sollte, so ist unsere letzte — und laßt uns wünschen, nicht vergebliche — Hoffnung die, daß der Senat die Vorlage niederstimmen wird.

Die Natur schuf Gesetze, der Mensch möge sie wiederschaffen. Weise Männer sollten sie in der Weise wiederschaffen, daß sie der Menschheit als Ganzes dienen.

Ihr (einer, dendiese Wahlrechtsentziehung betrifft)
P. M. Friesen.

Horizon, Sask., 24. Sept.
Werter Courier!

Veröffentlichen Sie bitte nachfolgende Zeilen in Ihrer werten Zeitung. Allen meinen Freunden, Verwandten und vielen Nachbarn möchte ich auf diesem Wege für die innige Teilnahme, die sie beim Begräbnis meiner verstorbenen Frau an den Tag legten, meinen besten Dank aussprechen. Die verstorbene Gattin und Mutter war kaum 34 Jahre, zwei Monate und 25 Tage alt geworden und ist einer nur neun Tage langen Krankheit erlegen. Sie ist Mutter von sieben kleinen Waisen, von denen das älteste kaum 11 Jahre und das jüngste nicht mehr als zwei Jahre alt ist. Das Unglück ist zu groß, um heute mehr schreiben zu können.

Achtungsvoll,
Fritz Fleischhacker.

Herr Edinard Kremin aus Hay Lake, Alberta, sendet uns zur Veröffentlichung einen Brief aus Rußland, den er vor kurzer Zeit von seinem Bruder, der soeben in den Militärdienst eingezogen worden ist, erhalten hat. Nachfolgend geben wir den Wortlaut des Briefes:

Rußland, am 19. Juli 1917.
Lieber Bruder und liebe Schwägerin!

Wieder muß ich Euch eine schlechte Nachricht senden, weil ich in eine immer traurigere Lage, anstatt in eine bessere komme. Ich hätte schon lange geantwortet, wollte aber erst warten und sehen, wie sich die Verhältnisse gestalten würden. Am 1. Juni sind wir mit der Arbeit fertig geworden. Kurz nachher bin ich zum Militärdienst eingezogen worden und muß jetzt auch in diesen unglücklichen Krieg. Die Schwiegermutter mit ihren zwei kleinen Kindern und meine Frau mit ihren zwei kleinen Kindern habe ich in der Fremde, ohne Vorrat oder Geld lassen müssen. Die Teuerung, die bei uns herrscht, wird Euch wohl schon bekannt sein. Wenn der wütende Krieg nicht bald ein Ende nimmt, dann weiß Gott, ob ich jemals wieder zurückkehren werde, oder ob ich vielleicht nicht zum Krüppel gemacht werde. Die beiden Söhne meiner Schwiegermutter, Otto, 18 Jahre alt, und Gerhard, 16 Jahre alt, sind schon seit dem 6 Februar eingezogen und müssen als Soldaten dienen. Die Eltern sind nach „Hippes" umgezogen, und scheinen es dort ganz gemütlich zu haben. Viel Neues darf ich ja nicht schreiben, Ihr wißt ja, weshalb. Jetzt bin ich in der Stadt (?) (Hier folgt ein Abschnitt in der russischen Sprache.)

Ich weiß nicht, wie lange ich hier sein werde, und wann ich meine Familie wiedersehen werde. Schreibt wenigstens an meine Familie, damit sie etwas getröstet wird. Ihr könnt ihnen über einen baldigen Frieden schreiben, denn dies tröstet sie mehr als irgend etwas anderes. Ich kann nicht mehr schreiben, denn das Herz bricht mir fast vor Traurigkeit und Tränen füllen meine Augen. Den Brief an die Eltern habe ich weiter befördert und solltest Du binnen einiger Tage Antwort erhalten.

Seid gegrüßt, lieber Bruder und liebe Schwägerin, von Eurem an Euch stets denkenden Bruder und Schwager.

Emil Kremin.

Missionsfeier.

Am 16. Sept. feierte die ev.-luth. Immanuels-Gemeinde in Southen, Sask., ihr jährliches Missionsfest.

Zwei Gottesdienste wurden gehalten. Vormittags predigte Pastor H. Roeder von Stornoway, Sask., über Matth. 4, 23.—24. In seiner gutausgearbeiteten Predigt zeigte er, daß das Missionswerk die Hauptlebenspflicht des Christen sei. Besonders wurden die Zuhörer an den großen Segen dieses Werkes an anderen, wie an sich selbst erinnert.

Nachmittags predigte Pastor C. T. Wetzstein von Neudorf, Sask., über Mark. 15, 16. In einer klaren Auslegung dieser Worte zeigte er warum unsere Missionsarbeit ein gottwohlgefälliges Werk sei. Es wies darauf hin, daß Gott gerade uns Christen dieses Werk aufgetragen hat.

Beide Predigten waren ermunternd und segensreich.

Eine schöne Summe von $160.00 wurde für die Missionskasse zusammengebracht. Gott segne Geber und Gaben.

A. G.

Die Verehrerin.

Von Felix Salten.

„Was? . . . Du willst eine Muse sein..?" schrie die kleine Martha ihre ältere Schwester an. „. . . von einem Dichter willst Du eine Muse sein? . . . Blöde Gans!"

Franziska war einfach sprachlos. Sie hatte sich gestern Abend mit dem Dichter Erasmus Schober verlobt; das ganze Haus war in gehobener Stimmung, alle redeten lieb und gut zu ihr, und da brach nun Martha diesen Streit vom Zaun.

Franziska wollte über ihre jüngere Schwester herfallen und sie schlagen. Aber dann wurde ihr plötzlich schwach zumuthe. Sie fühlte sich so tief beleidigt, daß es sie gänzlich kraftlos machte. Dieser Spott ließ sich gar nicht durch Prügel vergelten. Franziska mußte sich setzen und fing laut zu weinen an. Es schmerzte sie unsäglich, daß sie jetzt angefeindet wurde. Von ihrer Schwester angefeindet . . .

Sie weinte schrecklich und rief dabei aus: „Ich will gar keine Muse sein . . .! . . . Wer sagt denn, daß ich ein Muse sein will . . .?"

Martha wußte keine Antwort. Sie hatte ein paar Ohrfeigen erwartet oder so was Aehnliches. Jetzt stand sie eine Weile ziemlich betroffen da; endlich sagte sie spitzig, aber doch befangen: „Ach, was!" Lief dann hinaus und schmetterte die Thür zu.

Wochenlang waren die beiden nun böse. Auch Erasmus Schober bemerkte den Trotz, mit dem die kleine Martha umherging. Aber er merkte auch ihre Verlegenheit. Und er sagte zu seiner Braut: „Man weiß ja nie, was in einem so 14jährigen Mädel vorgeht. Vielleicht schämt sie sich nur, weil sie Liebesleute sieht." Uebrigens kümmerte er sich um die ganze Sache nicht viel.

Erasmus Schober war jetzt zweiundfünfzig Jahre alt; er war ein berühmter Dichter, aber er war bis jetzt unvermählt geblieben. Nun hatte er sich mit Franziska verlobt, die erst noch dreiundzwanzig Jahre werden sollte. Sein Ruhm war älter als dieses Mädchen, das er nun zur Frau nahm. Aber er that es lächelnd, und sah lächelnd auf die Glückseligkeit, mit der sich ihm Franziska hingab.

Seine Freunde meinten: Dieses hübsche Frauenzimmer hat ihm eben den Kopf verdreht. Und: Er ist jetzt gerade in dem Alter, in dem man Dummheiten macht. Einige sagten: Er wird schon sehen . . . Von Franziska redeten die Leute mancherlei. Lieber Gott, sprach man, sie will halt eine gesellschaftliche Stellung haben. Woher stammt sie denn? Von kleinen Leuten, nicht wahr? Da kann sie doch froh sein. Was diesen Punkt betraf, hatten die Leute recht. Franziskas Eltern konnten ihrer Tochter nichts mitgeben, sie hatten sich freilich zuerst gewundert, daß sie den alternden Mann so stürmisch begehrte, waren aber dann sehr zufrieden, ihr Kind versorgt zu wissen. Die Leute lächelten spöttisch hinter Franziska her: Es ist ja nichts weiter als eine Spekulation von dem Mädel. Kalt und berechnend hat sie das eingefädelt. Die Begeisterung kann sie dem anderen einreden.

Es war aber wirklich Begeisterung. Auf einem Gartenfest hatte Franziska den Erasmus Schober kennen gelernt. Er hatte für die Festschrift, die hier zu wohlthätigem Zweck verkauft wurde, ein paar Verse geschrieben, und einer von den jungen Herren aus dem Comite erzählte Franziska, Erasmus Schober sei auch selbst da. Man habe ihn als einen Ehrengast feierlich empfangen. Sie war außerordentlich begierig, ihn zu sehen. Nur zu sehen. Daß es möglich sei, mit ihm zu sprechen, fiel ihr gar nicht ein. Der junge Herr aus dem Comite fragte sie scherzend, ob sie denn für Erasmus Schober wirklich so sehr schwärme. Da ergab es sich, daß Franziska alle die großen Romane Schobers gelesen hatte, daß sie seine Dramen kannte und viele seiner Gedichte auswendig wußte. Sie gerieth in Eifer, während sie davon redete, sie sprach und sprach, während ihr Begleiter sich überall umschaute und von Zeit zu Zeit dazwischen warf: „Wenn ich nur wüßte, wo er steckt . . ." Das kam ihr jedesmal unpassend vor. Ein großer Dichter „steckt" nicht, dachte sie. Ihr war auch gar nicht, als spreche sie von einem leibhaftigen Menschen, der hier im Gewühl der Menge umherspaziere und sich finden lasse. Auf einmal blieb der junge Herr vor einem dicken Mann stehen und rief: „Ach, Herr Schober, wo stecken Sie denn? Wir suchen Sie schon eine halbe Stunde." Franziska glaubte, jetzt müsse ein Donner vom Himmel fahren, oder man werde doch wenigstens die Volkshymne spielen. Das war nun Erasmus Schober. Und er ließ sich mir nichts, dir nichts ansprechen. Der junge Mann sagte: „Hier bring' ich Ihnen eine begeisterte Verehrerin . . ."

Der dicke Mann nahm den Cigarrenstummel aus dem Munde, lächelte und zog den Hut. Dann sagte der junge Herr noch etwas. Und dann gab ihr der dicke Mann freundlich die Hand. Franziska war wie betäubt. Hier stand sie, in der Allee, mitten unter den vielen Leuten, die da spazierten und lachten und schwatzten, drüben beim Pavillon spielte die Militärkapelle den Rechledilmarsch, und da, bei ihr, das war Erasmus Schober. Wirklich, Erasmus Schober. Sie konnte kein Wort sagen, aber ihre Augen, ihr Gesicht, ihre Haltung sprachen so viel Verwirrung, Ergebenheit und Schwärmerei, daß Schober gleich anfing, sich mit ihr zu befassen.

Dieses hübsche, blonde Mädchen im weißen Sommerkleid, dieses junge Gesicht, diese vollkommene Bewunderung, das alles umgab ihn hell und heiter, duftete ihm erfrischend entgegen und that ihm wohl. Er ging langsam neben ihr her, schnaufte leise in seinen Schnurrbart, warf die Cigarre fort und fragte Franziska aus. Nach und nach wurde sie zutraulich. Ob sie nicht lieber tanzen gehen wolle, meinte er nach einer Weile, zu den jungen Leuten. Mit ihm altem Mann werde sie sich schwerlich amüsiren. Aber dagegen verwahrte sie sich wie gegen eine furchtbare Zumuthung, und das war ihm wieder angenehm. „Na, dann wollen wir uns wenigstens irgendwo häuslich niederlassen," sagte er.

Sie setzte sich an einen der Tische vor der Restauration. Die Leute stießen sich heimlich an, flüsterten seinen Namen und gafften. Und Erasmus Schober saß da, hatte ein breites Gesicht und einen struppigen Vollbart, kleine freundliche Augen, die in blassen Fettwulstern eingekniffen lagen, er hatte ein schwarzes Lüsterjakko an und seine Schultern waren mit Schuppen bestreut wie ein Mohnkuchen mit Zucker. Sein Leib schwoll in massigem Bund über den Sessel hinaus. Er nahm die Lehne eines zweiten Sessels unter die Achsel, um es bequemer zu haben und er trank Pilsnerbier, wonach ihm der weiße Schaum im grauen Schnurrbart hängen blieb.

Franziska aber betrachtete ihn voll Andacht. Das ist der Dichter, sagte sie zu sich, der die „Heckenrosen" geschrieben hat und „Die vierspännige Gräfin" und das „Rauschen im Birkenwald", dieses wundervolle Rauschen im Birkenwald. Wundervoll ist überhaupt alles an solch einem Manne. Denn während er hier sitzt, klingt sein Name überall in der Welt. Gewiß sitzen jetzt so und so viele Menschen da und lesen ein Buch von ihm. Und andere sitzen irgendwo und schreiben einen Artikel über Erasmus Schober. Und es gibt Buchhandlungen, wo jetzt Leute hereinkommen und sagen: „Geben Sie Mir das „Rauschen im Birkenwald" von Erasmus Schober; ich will es kaufen. Aber gebunden, bitte." Das alles berührt ihn nicht. Er sitzt da und spricht mit mir.

Franziska war tief ergriffen. Dann und wann hätte sie ihm gern die Schuppen vom Rocktragen gebürstet. Etliche Stunden vergingen. Schober trank Pilsnerbier, schnaufte leise und ließ sich von der herzlichen Bewunderung dieses Mädchens behaglich anwärmen. Franziska mußte von ihren Eltern gesucht werden. Schober wurde vorgestellt, benahm sich wie ein langjähriger Bekannter und wurde eingeladen. Franziska ging nach Hause, berauscht von dem Gedanken, daß sie nun die Freundin eines großen Dichters geworden sei.

Und dann kam es so, daß sich Franziska ein Leben ohne Erasmus Schober nicht mehr denken konnte. Ohne ihn wäre sie wieder in den Schwarm der übrigen zurückgesunken, wäre wieder nur eine von den vielen geworden, ihr Dasein hätte alle Auszeichnung verloren, die es jetzt besaß. Und das erschien ihr unmöglich. Es kam ferner so, daß Erasmus Schober sich in Franziska verliebte. Er verliebte sich in sie, wie sich ein alternder Mann in ein junges Mädchen verliebt und ein Dichter in die Anerkennung. Seine Liebe fing damit an, daß er ängstlich wurde, daß ihn allerlei Bedenken schreckten, daß er dann in eine glühend heiße Rührung verfiel und auf einmal vollkommen beschwichtigt den Entschluß faßte, Franziska zu heirathen. Er fand, dieses Mädchen sei ein schöner Dank, den er sich redlich verdient habe, und den ihm die Welt nun für seine Werke darbringe. Und er nahm Franziska als die verkörperte Lobpreisung seines Wirkens.

Am Hochzeitstage bezeigte die kleine Martha eine unerwartete, gleichsam plötzlich eingetretene Zärtlichkeit für ihre Schwester. Sie half ihr voll dienenden Eifers beim Ankleiden, umschmeichelte sie mit tausend kleinen Aufmerksamkeiten und ging in der Kirche dicht hinter ihr mit einer herausfordernden Miene, als sei sie bereit, allen Leuten sofort ins Gesicht zu springen, die etwa über die junge Braut am Arm des dicken, alten Mannes lächeln würden.

Und dann begann diese Ehe, von der so viele gemeint hatten, man werde schon sehen . . . Aber man sah nichts. Franziska verlebte wundervolle Flitterwochen. Sie lernte jetzt den Ruhm aus der Nähe kennen. Sie betrachtete ihn entzückt wie einen prunkvollen Hausrath, in dem man jeden Tag ein neues Stück entdeckt und bestaunt. Sie eignete sich ihn an wie unermeßlichen Reichthum, von dem man sich vorher nur eine oberflächliche, aus Ganze gehende Vorstellung gemacht, dessen intimere Genüsse man aber nicht geahnt hat. Sie las die Briefe von Verehrern aus dem Publikum, die begeisterten Briefe junger Mädchen am liebsten. Sie las die Artikel und Rezensionen, die überall erschienen, die Bitten junger Schriftsteller um Urtheil und Förderung. Sie empfing die Einladungen zu Vorträgen, die aus fremden Städten einliefen, die Offerten der Verleger, die Anträge der Redaktionen. Sie schickte an illustrirte Blätter, die es verlangten, Bilder von Erasmus Schober und hielt Conferenzen mit den Photographen ab. Sie kannte bald den ganzen Kreis berühmter Schriftsteller und Kritiker, die mit ihrem Manne verkehrten. Sie hörte ihre Gespräche an, ihre Meinungen und Pläne. All das erschien ihr wie ein glänzender, großer Betrieb, der da auf sie gewartet habe, um geordnet zu werden.

Ganz kurze Zeit brauchte sie, und war dann gewissermaßen fachmännisch ausgebildet. Sie sorgte dafür, daß alle Verehrerbriefe beantwortet wurden. Mit der sauberen Handschrift einer Sekretärin schrieb sie diese Antworten selbst, hatte bald den richtigen Ton dafür gefunden, und ihr Mann unterzeichnete diese Höflichkeiten amüsirt, aber auch befriedigt, weil er nun dergleichen Dinge regelrecht erledigt sah und selber keine Zeit daran verschwenden mußte. Sie führte die Correspondenz mit den Verlegern, merkte darauf, daß die Honorare pünktlich eingingen, und sie las die Correkturen zweimal durch, damit auch der kleinste Druckfehler nicht mehr passire. Sie bestimmte die Sprechstunde für alle, die an Erasmus Schober ein Anliegen hatten, und war in allem bedacht, daß Zuverlässigkeit und Eintheilung herrsche.

Sie saß nicht mehr da und träumte. Ihre ganze Begeisterung hatte sich in Sachlichkeit umgesetzt. Ihre Haushälterinneninstinkte bethätigten sich, ihre fraulich Tüchtigkeit schwelgte in Arbeit. Für einen alltäglicheren Interessenkreis hätte sie sich nicht hergegeben, einem Geschäftsmann hätte sie nicht mit solchem Eifer gedient; hätte vielleicht auch nie so deutlich empfunden, daß er sie nöthig hat. Diese Dinge aber liebte sie, weil sie mit dem Ruhm zusammenhingen, weil sie von der Atmosphäre eines bedeutenden Menschen durchweht waren und mit der Poesie verknüpft, von der Franziska als junges Mädchen so sehr erfüllt gewesen.

Die Leute erwarteten, Franziska werde ihren alternden Mann in einen jugendlichen Liebhaber verwandeln. Erasmus werde versuchen, das bißchen Feuer seiner zweiundfünfzig Jahre zu schüren, und man werde ihn als eine Art Lustspielfigur auftreten sehen. Aber Franziska ging einen ganz anderen Weg. Unbewußt, ohne Nachdenken, nur von ihren braven Instinkten geleitet. Sie wollte gar keinen Liebhaber an ihrem Manne; es wäre ihr als die verkehrte Welt erschienen, wenn dieser Mann, der ja ein großer Dichter war, sie umworben und bewundert und ihr gedient hätte. Seine stille, vergnügte Zärtlichkeit, bei Tisch, bei kurzen Spaziergängen, sein Vertrauen in ihre beständige Aufmerksamkeit, sein Verlangen nach ihren kleinen Dienstleistungen dünkten sie wie ein reicher Lohn. Wenn er manchmal sagte: „Meine Frau meint, ich solle usw." fühlte sie aufrichtige Genugthuung. Sie war die Frau von Erasmus Schober geworden. Das genügte ihr, das gab Ruhe und Stolz. Ein Mädchentraum hatte sich erfüllt; und dazu konnte sich auch noch ihre Hausfrauennatur ausleben, sie konnte einruhige, bürgerliche Existenz, eine behagliche, freundlich-stille Ehe führen.

In zwei, drei Jahren sah ihr niemand mehr das junge Mädchen an. Sie hatte all das bedächtige, gelassen heitere Wesen des Hauses angenommen, dem sie vorstand. Erasmus Schober las am Vormittag seine Bücher und Briefe; dann kam der Spaziergang, bei dem sie ihn begleitete. Dann saß er Nachmittags vor seinem Schreibtisch und arbeitete. Er saß in Hemdärmeln, dampfte vor gelinder Aufregung, schnaufte in seinen Schnurrbart und schrieb ohne Unterbrechung. Er dichtete mit einer Kraft und Gleichmäßigkeit, mit der ein anderer Holz hackt oder Schnee schaufelt, und er machte wie ein Holzhacker pünktlich um sieben Uhr Feierabend. Dann kam das Abendessen oder das Theater. Und um halb zwölf ging man schlafen.

Franziska akklimatisirte sich in dieser Atmosphäre. Sie wurde rund und schwerfällig, und sie hielt sich nicht dabei auf, eine junge Frau zu sein. Wie sich ihr Herz und ihr Verstand mit einem unbeirrbaren Takt den Leben des Zweiundfünfzigjährigen anschmiegte, so unternahm es ihr Körper, gleichsam aus Taktgefühl, sich dem älteren Mann anzupassen. Sie wurde älter wie im Flug. Es schien, als beeile sie sich, die Distanz, die zwischen ihr und Erasmus lag, zu beseitigen, als gäbe sie sich förmlich Mühe, ihn einzuholen, als sei es ihr Streben, die Schwelle des Greisenalters gleichzeitig mit Erasmus zu erreichen. Und es war, als ob Erasmus stille stehe, um sie zu erwarten. Er veränderte sich nicht. Er sah zehn Jahre später, mit zweiundsechzig, genau so aus, wie in der Zeit, da er Franziska genommen hatte. Franziska aber war in aller Glückseligkeit eingrau geworden. Und wenn auch ihr freundliches Antlitz noch schimmerte, es staunte niemand mehr darüber, daß Erasmus Schober eine so junge Frau besaß. Niemand bemerkte es überhaupt, daß da zwischen den beiden ein außergewöhnlicher Unterschied vorhanden sei.

Als aber nach zehn Jahren die kleine Martha sich verlobte, da kam sie zu Franziska. Ihr Bräutigam saß drinnen bei Erasmus. Es war ein blitzblanker Oberleutnant, ein blitzblanker, junger Mann mit einem prangenden Schnurrbart und mit gutmüthigen Augen. Die kleine Martha jedoch fiel über Franziska her und fragte athemlos: „Erinnerst Du Dich noch, wie ich damals häßlich zu Dir war, als Du Braut wurdest?" Franziska wußte nichts mehr davon. Die kleine Martha war aber nicht zu beschwichtigen. Sie schluchzte stürmisch da: immerfort um Verzeihung und rief immer: „Du bist viel besser als ich, Franzi, viel besser . . ." Dann nahm sie Franziska bei den Schläfen und küßte sie andächtig auf die grauen Haare, immer wieder auf die grauen Haare.

— Ironie. Ich geh' mit meiner Weibe in dem Wald. Gern an den Ort, wo klar das Echo schallt; Das Echo ist der einz'ge Ort der Welt, Wo meine Frau nicht das letzte Wort behält.

The Standard Bank of Canada

Gegründet 1873 Gegründet

Autorisiertes Kapital $5,000,000.00 — Eingezahltes Kapital und Reservefond $7,042,149.68

Hauptoffice: Toronto, Ontario
18 Zweigbanken in Canada

Diese Bank ist von der Dominion-Regierung von Canada autorisiert, Depositen entgegenzunehmen.

Eine Sparkassen-Abteilung in Verbindung mit jedem Zweig.

Zweige in Saskatchewan: Leipzig, Kronau, Riceton, Goodwater, Maple Lane, Balgeta, Prussia, Stewart, Regina.

Zweige in Alberta: Calgary, Edmonton, Lamont, Mundare, Kelsbridge, Drumheller.

Zweige in British Columbia: Vancouver.

Zweige in Manitoba: Winnipeg.

Allgemeine Bankgeschäfte werden ausgeführt

Regina Zweig (McCallum-Hill Gebäude) J. H. N. Morgan, Manager

Anleihen für Vieh

Die Union Bank of Canada ist bereit, gutstehenden Farmern Anleihen zum Ankauf von Vieh zu Zucht- oder Mastzwecken zu niedrigen Zinsen zu geben.

Es liegt im besten Interesse der Farmer, ihre Herden zu vergrößern. Besprechen Sie diese Sache mit dem lokalen Geschäftsführer der Bank.

UNION BANK OF CANADA

Eingezahltes Kapital $5,000,000.00
Total Vermögen über $109,000,000.00

Regina-Zweig:
O. F. Seeber, Manager.

Die Pionier Bank von Western Canada

The Merchants Bank of Canada

Gegründet 1864

Hauptbureau Montreal, Que.

Autorisiertes Kapital $10,000,000
Eingezahltes Kapital 7,000,000
Reserve-Fonds und nichtverteilte Gewinne 7,250,984

Allgemeine Bankgeschäfte werden ausgeführt

Die Bank macht Farmer und Rancher-Geschäfte zu einer Spezialität, und ist stets bestrebt, ein besseres und größeres Gemeindewesen aufbauen zu helfen.

Wenn Sie Ihre Geschäfte in der englischen Sprache nicht erledigen können, so schreiben Sie oder sprechen Sie deutsch. Unsere Bank hat zu Gunsten der deutschsprechenden Farmer einige deutschsprechende Beamten angestellt, die Sie in Ihrer Muttersprache bedienen werden.

Prelate Zweig — Prussia Zweig
W. G. Scott, Geschäftsführer — M. A. S. Kenna, Geschäftsführer

Wo wollen Sie den Danksagungstag verbringen?

8. Oktober.

Einfache Fahrt und ein Drittel für die Rundreise, via

„Der größten Hochstraße der Welt."

Fahrkarten zum Verkauf von allen Stationen vom 5. bis zum 8. Oktober einschließlich. Gültigkeitsdauer bis zum 10. Oktober 1917.

Wegen vollständiger Information befragen Sie irgend einen Agenten der Canadian Pacific, oder schreiben Sie an

J. E. Proctor, Distrikt-Passagier-Agt.
Regina, Sask.

Danksagungstag Exkursionen

Einfache Fahrt und ein Drittel für die Rundreise zwischen allen Stationen an der

Canadian Northern Railway in Canada.

Fahrkarten zum Verkauf am 6., 7. und 8. Oktober. Gültigkeitsdauer bis zum 10. Oktober.

Vollste Information von irgend einem C. N. R. Agenten oder schreiben Sie an:

Wm. Stapleton, D.P.A., C. N. R.,
Saskatoon, Sask.